



Das Bild der schönen fremden Frau.

Von Ralph Urban.

Vier Mann hoch waren wir die einzigen Passagiere auf der „Buona Speranza“, als ich einmal von den Maskaren-Inseln nach Oboi am Roten Meer hinüberfuhr. Nachdem mir die paar Affen, die sich in übermenschlicher Liebe umschlungen hielten und in ihren Käfigen am Vorderdeck die verlorene Freiheit beweineten, das ewige Meer, der strahlende Himmel und der Hai im Kielwasser langweilig geworden waren, begann ich mich für meine Reisegefährten zu interessieren. Begegnet man in diesen Gegenden einen Menschen, dann kann man nie wissen, ob er zur guten oder schlechten Sorte von Abenteurern gehört. Jedenfalls tut man recht, sich wenig darum zu kümmern, solange es nicht die eigene Person betrifft. Ueber zwei meiner Mitreisenden hatte ich mir bald ein Urteil gebildet. Austin Robin war das typische Söhnchen reicher Eltern, das sich auf einer Studienreise befand und vor Unerfahrenheit förmlich strahlte; der andere, ein geborener Holländer, verriet den hartgefotenen Plantagenbesitzer, bei dessen bloßem Anblick den Eingeborenen die Haut zu jucken beginnt. Schwerer fiel mir die Einschätzung von Fred Weller, einem selten großen und kräftigen Mann, der mehr als ein halbes Dutzend Sprachen fließend beherrschte und jeden Winkel der Welt kannte.

Natürlich schlossen wir vier uns zusammen, schlugen die Zeit tot, so gut es ging, und wenn wir nicht gerade spielten, dann wurde aus bewegter Vergangenheit erzählt. Des Abends leistete uns der Kapitän Gesellschaft. So saßen wir auch einmal, tranken italienischen Rotwein und sprachen von Frauen.

„Ja,“ meinte der Holländer zu diesem Thema, „man lernt erst zu schätzen, welche herrliche Geschöpfe die weißen Frauen sind, wenn man in Gegenden verdammt ist, in denen es keine gibt.“

„Stimmt, stimmt“, bestätigte Austin Robin, der junge Mann, um endlich auch einmal mitzureden, „ich habe seit sechs Monaten keine Weibchen mehr gesehen. Desto unberglicher blieb mir das Erlebnis mit einer schönen fremden Frau.“ Der Jüngling erzählte uns den Traum einer Nacht.

Von einer Dame, die er am Tag vor seiner Abreise aus Syrakusa kennenlernte, mit der er herrliche Stunden verlebte und die er nie wiedersehen durfte, da sie gebunden war. Er wußte von ihr nur den Rufnamen und daß sie Schwedin sei.

„Ein schönes Märchen,“ schloß Austin Robin seine Geschichte, „ich werde sie im Leben nimmermehr vergessen.“

Der schwere Wein lag uns im Blut, geheimnisvoll spann die Tropennacht und leise rauschte das Meer. Die Sehnsucht in dem Jünglingsherzen hatte uns Männer mitgerissen, schweigend versanken wir in Gedanken und aus der Vergangenheit stiegen längst vergessene Schatten empor. Austin Robin, der Jüngling, hatte Tränen in den Augen; die harten Züge des Holländers verrieten einen alten Schmerz und Fred Weller blickte starr vor sich hin; der Kapitän war wortlos nach seiner Kajüte gegangen.

„Quatsch,“ schrie der Holländer und hieb die Faust auf den Tisch, „alles Quatsch. Zuerst glaubt man, nicht darüber hinwegzukommen, aber dann, nach ein paar Jahren, greift man sich an den Kopf. Seien Sie froh, junger Mann, so Sie Ihre Schöne nicht wiedersehen, wer weiß, wie Sie dann aussieht und welche Enttäuschung Sie erleben würden.“

Behmütig schüttelte Austin Robin das Haupt, griff nach der Prieftasche und entnahm ihr das Bild einer Frau.

„Sie hat mir dies zum Abschied geschenkt,“ sagte er und reichte mir die Photographie. Ich mußte zugeben, nie Schöneres gesehen zu haben. Der Holländer bestätigte meine Ansicht, dann legte er das Bild vor Fred Weller auf den Tisch. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, da ich gerade mein Glas vollgoß, aber mir fiel der Klang seiner Stimme auf, als er jetzt fragte: „War es vielleicht so am zwanzigsten März herum, das Erlebnis in Syrakusa, verehrter Mr. Robin?“

„Ja, allerdings!“ staunte der junge Mann.

„Dieß die Dame vielleicht Nora?“
„Himmel!“ rief Austin Robin. „Woher kennen Sie diese Frau? Wer ist —“

Er kam nicht weiter; das Wort blieb ihm buchstäblich in der Kehle stecken, denn Fred Weller hielt aus weitauferiffenen Augen seinen Blick auf ihn gerichtet: den starren Blick eines Henkers. Der junge Mann war totenbläß geworden und versuchte vergeblich, dem Banne dieser schrecklichen Augen zu entkommen. Minuten vergingen so, wortlos. Der kalte Schweiß rann Austin Robin in Strömen über das fahle Gesicht, und ich habe nie ähnliches gesehen, als das fürchterlich verzerrte Antlitz von Fred Weller, in das sich von Sekunde zu Sekunde sichtlich mehr der tödliche Haß fraß. Endlich mußte dieser ausgereift sein, denn wie Hammerschläge klangen die Silben, die der Mann jetzt hervorstieß: „E—he—brecher!“

Stöhnend erhob sich Fred Weller zu seiner riesigen Größe und sprach zu dem bebenden Jüngling: „Für einen von uns Zweien ist kein Platz mehr auf dem Schiff, kommen Sie, Mr. Robin, aussteigen!“

Der Hai wird lachen; vielleicht warten die Herren, bis wir an Land gehen,“ versuchte der Holländer zu begütigen, aber nur ein grimmiges „Nein“ war die Antwort. Halb zog er ihn, halb sank er hin, dann standen Fred Weller und Austin Robin am Heck, der Riese neben dem schwächlichen Jüngling, und an dem Ausgang eines Kampfes war nicht zu zweifeln, wenn es dazu kommen sollte. Ich wollte einen Mord verhindern und mich an den Steuermann wenden, da der Kapitän schon zur Ruhe gegangen war, doch riet mir der Holländer, mich in so heille Angelegenheiten nicht einzumengen. Achselzuckend folgte ich ihm, um nicht Zeuge schrecklicher Dinge zu sein. Wir lehnten uns unweit des Auslugpostens an die Reeling und warteten auf den Todeschrei. Wir staunten daher, als wir im ersten Licht des jungen Tages Austin Robin auf uns zukommen sahen.

„Er hat mir Frist bis nach unserer Ankunft in Oboi gegeben.“ stöhnte der junge Mann. „Wo ich mit ihm auf Messer oder Pistolen kämpfen soll. Zur Bürgschaft, daß ich ihm nicht durchhebe, mußte ich ihm meine Prieftasche mit fünfhundertstößigen Pfund aushändigen. Wenn ich mich ihm stelle, bin

ich verloren. Raten Sie mir doch, was ich machen soll!"

"Das beste ist," meinte der Holländer, "Sie verschwinden, so bald wir ankommen."

"Aber mein ganzes Geld," jammerte Robin.

"Wenn es Ihnen lieber ist als die Haut, dann müssen Sie eben kämpfen," erklärte trocken der Mann und lehrte ihm den Rücken.

Am nächsten Tag landeten wir. Der Holländer verabschiedete sich, denn er war am Ziel. Wir drei anderen wollten nach Massava weiterfahren.

"So", erklärte Fred Weller, als wir uns Landsein gemacht hatten, "jetzt werde ich Mr. Robin zu einem kleinen Spaziergang einladen. Könnten Sie ihm vielleicht ein Gebetbuch borgen?"

Diese letzte Tröstung erwies sich als überflüssig, denn der Jüngling war spurlos verschwunden, nachdem ein Matrose ihm heimlich das Gepäck an Land gebracht hatte. So kam es, daß am nächsten Tag von den alten Passagieren nur Fred Weller und ich abdampften. Der Mann machte ein ganz

vergnügtes Gesicht und schien seine gekränkte Ehre rasch getrübet zu haben. Vielleicht beruhigte ihn die gespielte Brieftasche, die nun sein Eigentum geworden war.

"Was werden Sie eigentlich mit Ihrer Frau machen?" erkundigte ich mich bei ihm.

"Mit welcher Frau?" tat Fred Weller erstaunt, "ich bin doch ledig."

"Wie bitte?" fragte ich entgeistert.

"Habe nie behauptet, daß es meine Frau war," feixte der Mann, "und wenn ich den Knaben als Brecher einer Ehe bezeichnete, so muß doch nicht die meine damit gemeint gewesen sein. Ich kann eben nicht leiden, wenn junge Leute sich der Abenteuer mit Frauen anderer brüsten."

"Woher wußten Sie dann, daß es um den zwanzigsten März herum war, und daß sie Nora hieß?"

"Das Datum und der Name Nora standen auf der Rückseite der Photographie, die mir der Holländer irrtümlich verkehrt vorgelegt hatte," erklärte Fred Weller gelassen und zeigte freundlich lächelnd sein Raubtierackeb.

ihm so deutlich zum Bewußtsein, daß der Schwarze ein Mensch ist.

*

Und so wandert der Wanderer weiter. Stundenlang in der glühenden Sonne. Sein Tropenhelm, den er nicht aus praktischen, sondern aus literarischen Gründen gekauft hat, ist schwer und naß geworden. Der Korzhelm hat den Schweiß aufgesaugt. Der Wanderer trägt den Helm in der Hand und knüpft sich aus dem Taschentuch eine Kopfbedeckung.

Der Wanderer weiß, daß einige Meter vom Wege entfernt, hinter den Büschen auf dem Feld, irgendeine Raubfalle sich sonnt, ihr Schläfchen hält oder gar umherflehcht und auf Beute lauert. Der Wanderer ängstigt sich aber nicht über seine gefährliche Nachbarschaft. Er weiß, daß den Raubfellen Koibodfleisch verfolgender ist, als ein verschwiegener und wenig fetter Europäer.

Und wenn der Wanderer müde geworden ist, sengende Sonne und Hunger Raft befehlen, hat er keine Bedenken, unter einem harmlosen Baum am Wege sich erst zum Essen hinzulegen und dann zum Schlafen auszustrecken, nachdem er die Baumkrone mit den Augen vorsorglich nach der grünen Mamba abgesehen hat. Wenn die grüne Mamba sich angegriffen fühlt, was bei ihrer Nervosität oft vorkommt, beißt sie den vermeintlichen Angreifer. Ihr Gift ist ohne Konzession tödlich. Mit einem toten Menschen weiß sie dann nichts weiter anzufangen. Sie ist keine Riesenschlange und kann ihn nicht verschlingen. Schon an einen Koibod müßte sie ersticken.

Der Wanderer hält sein Schläfchen, und als er aufwacht, findet er sich noch am Leben, was sehr angenehm ist. Aber unangenehm ist es, daß die Sonne schon ein bißchen den Horizont hinabgerutscht ist. Der Wanderer muß sich heizen, wenn er nicht wieder einmal unter dem freien Himmel übernachten, sein eigener Gesellschaftler sein will. Solch eine einsame Nacht an vom langallmühenden Holze gespeisten Feuer ist ja unvergleichlich reizvoll, romantisch. Aber der an Romantik überfüllte Wanderer lehnt nach einem richtigen Bett, das ihn auf der Handelsstation jenseits des Nebenflusses des Krokodilriebers erwartet.

Und er hat noch vier, fünf oder gar sechs, sieben Stunden bis zu seinem nächsten Ziel, der Handelsstation. Die Anstufte der Schwarzen sind nicht verlässlich. Sie nehmen es mit der Zeit nicht genau. Sie haben ja so viel Zeit.

*

Und so holen denn die Schritte des Wanderers weit aus. Nach einiger Zeit wird er durstig. Seine Wasserflasche ist leer und seine Kehle angebröckelt. Keine Kaija, keine Negerhütte ist weit und breit zu sehen. Und er möchte etwas Saftiges, Durststillendes, . . . ja, eine Zitrone oder gar eine Apfelsine wären das Richtige.

Da sieht er, nicht weit ab vom Wege, einen Baum, der zitronenähnliche Früchte trägt. Durstig, nach Saft lechzend, holt er sich eine herunter. Ihre Schale ist eine dünne, forstartige, brüchige Borke. Als er sie öffnet, strömt ihm bitterer Geruch von dem ungeworbenen giftgrünen Fruchtfleischballen, der mit einigen Körnern gepickt ist, entgegen. Der Wanderer sieht diese Frucht zum ersten Male in seinem Leben. Ihr Inneres hat gar wenig Reizlichkeit mit einer Zitrone. Der Wanderer ist mißtrauisch. Sein Instinkt warnt ihn vor der unsympathischen Fruchtfleischmasse. Er wirft sie weg. Er um sie dann wieder aufzuheben: Vielleicht ist sie

Wanderung durch Swaziland.

Von G'eto Josa.

Swaziland, die von Bergmauern umgebene Heimat des friedlichen, ackerbaureibenden Bantu-Negerstammes der Swazis, liegt zwischen Transvaal und der portugiesischen Kolonie Mosambique. Portugiesisch ist Mosambique insofern, als es auf den Kolonialarten die Farben Portugals trägt. Ueber den Ertrag der Kolonie verfügen Engländer.

Offiziell herrscht England in Swaziland, dessen schöne Bezeichnung „Protectorat“ auf den Schutz, den England den Eingeborenen angedeihen läßt, hinweisen soll. Aber ähnlich wie im südafrikanischen englischen Protectorate, Betschuanaland, wo jüngst ein veröffentlichter Europäer vor dem Häuptling Tjaxeledi in Schutz genommen wurde, werden auch in Swaziland die 2000 Weißen unter den 200.000 Swazis von den Protectoratsherren protegiert. Dies ist der wahre Sinn der Bezeichnung „Protectorat“.

In Swaziland. Auf der Wanderung von Transvaal nach Lourenco Marques, dem großen Hafen Mosambiques.

Mit den nötigen Utensilien eines Wanderlebens in den Tropen ausgerüstet, hat der Wanderer hunderte Kilometer zu Fuß zurückgelegt. Mit seinem Browning wußte er nichts weiter anzufangen, als hin und wieder einen der zierlichen hundsgrößen Buschböcke zu erlegen.

Eine Fußtour vom Kap nach Kairo ist gefährlicher als von Lindau am Bodensee nach Tiflis in Ostpreußen. Afrikanische Raubtiere scheuen den Menschen und die Schwarzen im heutigen Afrika sind weniger wild als die Braunen im heutigen Deutschland.

Man trete in irgendein Bantu-Negerdorf Friede herrscht in seinem Kraal. Gostfreundlich wird der fremdrassige Wanderer aufgenommen. Würdevoll, ruhig, abgemessen sind die Gesten und Reden der „Whiten“. Dasselbe läßt sich von den braunen Eingeborenen und häufiger im Ausland Geborenen Deutschlands nicht behaupten. Man beleidigt die Kaffern, wenn man Deutschland mit einem Kaffernkraal vergleicht. Die Swazis sind gesitteter als die Nazis.

So spaziert denn der Wanderer, wohlgenut durch das friedliche Buschfeld Swazilands. (Friede für ihn — Krieg unter den Tieren.)

Buschfeld ist jene typische Landschaft, die in ganz Afrika immer wieder auftaucht. Das Wort „Buschfeld“ charakterisiert in bündigster Form die Eigentümlichkeit jener Landschaft. Da erheben sich Stränder und Dornengebüsch — der Busch. Der Busch wechselt in steppenähnliche Gegenden über — in das Feld. Buschfeld ist das Wechselspiel von Busch und Feld.

Im Busch haufen Schlangen und wunderbare, farbenprächtige Vögel. Auf dem Feld findet das Wild seine Gräser und das Raubtier sein Wild. Zerstreut ragen Bäume aus den hohen Gräsern. Die Bäume werden nicht sehr hoch. Sie bilden trotzdem stolz erhaben in die Welt. Manche ähneln Pinien. Sie spannen zerrissene Schirmkronen aus. Fast wie Asphaltstraßen sind die Eingeborenenwege des Buschfeldes. Und doch sind sie nicht von Menschenhand gepflegt. Regen und Sonne sind abwechselnd ihre Pfleger. Regen näßt den roten Tonboden, der dann von der Sonne zum harten Zement getrocknet wird. Es geht sich wunderbar auf den „un gepflegten“ Wegen des Buschfeldes.

*

Und wenn die Gegend einsamer wird, afrikanische Wildnis, wie ein planvoll angelegter Garten, auftaucht, wird die auftauchende Gestalt eines nackten, bemalten, fürchtbar wilden Swazis, vom Wanderer freudig begrüßt. Vertraut und menschlich wirkt das zum Regel geformte Haargebüsch des Swazis. Und sein Affegai, sein Speer, wird von ihm nicht zum Angriff bereitgehalten, sondern dem Wanderer als Schleifhohl für das Buschmesser hingehalten. Der Wanderer erkundigt sich nach dem Wege und ist froh, daß die Verständigung mit dem prächtigen schwarzen Busch so langwierig ist, daß er seine Gesellschaft länger genießen kann. Und wenn sich der Swazi grinsend und spielerisch entfernt, und der Wanderer wieder allein ist in von herben Düften und Kleintierlauten erfüllten Buschfeld, — — — kommt es

doch nicht giftig . . . Aber der bittere wilde Geruch und das giftgrüne Aussehen waren . . . Entschlossen schleubert der Wanderer die Frucht zum Teufel oder einer Raublage auf dem Buckel, um dann weiter zu laufen . . .

Da, nach einiger Zeit, sieht er am Wegrand einen Strauch mit roten Pflaumen. Und als er die dünne Schale einer dieser Pflaumen abzieht, lacht ihn vertraulich das Fleisch einer heimlichen Pflaume entgegen. Er kostet: Das Fleisch ist sehr sauer und hängt zäh und faserig am Kern. Aber sein Instinkt sagt ihm, daß er die Pflaume essen darf. Irgendwo in seinem Rucksack hat er Streuzucker. Er reißt sich eine Unmenge Pflaumen ab und hält ein köstlich mündendes Mahl.

Nachher sollte er auf der Handelsstation erfahren, daß die ersten Früchte giftig, die Pflaumen aber richtige Pflaumen waren, die keinen Zucker von der Natur mitbekommen haben.

Wenn wir mit der Wildnis zusammenkommen, in ihr leben, beginnen wir ihre Stimmen verstehen, lernen Gefahren auszuweichen. Und wie der Neger inmitten gefahrvoller Umgebung hundert Jahre alt wird, werden wir es dort auch auf neunzig bringen. Und wenn irgend ein Bulschfeldnegger durch irgendeinen bösen Zufall, durch Schlange oder Raubtier, ums Leben kommt, so kann man dem entgegenhalten, daß Europäer durch Auto, Flugzeug, Eisenbahn, Gas, zwangsweise ihr Leben nicht zu Ende leben können.

Die Gefahren der Zivilisation sind größer, als die Gefahren der Wildnis.

(Schluß folgt.)

Eine Burg des Herodes ausgegraben.

Eine wichtige Aufdeckung gelang der Expedition, die der Leitung des Erlanger Historikers Professor Schulden untersteht, da sie die Burg des Herodes und die römischen Lager bei Massada am Toten Meer ausgegraben konnte. Die römische Umwallung ist dort mit acht Lagern und dem Sturmdamm, durch den Vespasians Legat Silva im Jahre 73 n. Chr. die von 960 Klingen verteidigte Herodesburg bezwang, wunderbar erhalten. In den Lagern von Massada fanden sich nicht nur die Kasernen, sondern auch noch alle Einzelheiten, wie das Tribunal für die Ansprachen, das Auguratorium, der Platz für die Fahnen, die Lager in den Kasernen und die runden Herde in deutlich erkennbarem Zustand vor. Auch die Umwallung ist noch klar in ihrer Linie sichtbar und läßt sich als eine 4300 Meter lange Mauer mit vielen erhaltenen Türmen prachtvoll erkennen, besser erhalten noch als die von Numantia in Spanien, die Professor Schulden vorher ausgegraben hat. Der Expeditionsleiter mißt der Ausgrabung der Kohortenlager besondere Bedeutung bei, weil bisher nur wenige gut erhaltene Kohortentafel ausgedigelt wurden. Neben den sechs Lagern für Kohorten von 1000 und 500 Mann entdeckte man zwei Hauptlager für je eine halbe Legion, in deren eines ein Kastell des von Professor Alt entdeckten Verteidigungswalles von Palästina eingebaut ist, mit peripherisch am Wall gelegenen Kasernen. — Die Festung Massada wurde von den späteren Hasmonäerfürsten erbaut gleichzeitig mit der Feste Machärus, die beide im Krieg gegen die Römer bekannt wurden, da der Fall von Massada als besonders symptomatisch empfunden wurde. Im Gebiet dieser Herodesfestung lagen auch die von Schulden gleichzeitig vorgefundenen römischen Belagerungsfestungen und Kriegsbauten.

Unruhe der Enge.

Brief an einen jungen Freund.

Du willst also, mein lieber Freund, wirklich hierherkommen? Du willst das Paradies, in dem Du leben darfst, verlassen um dieser großen Stadt willen, die nicht gut ist? War denn alles, was ich Dir von ihr erzählte, in den Wind gesprochen, der um Deine all zu jungen Ohren weht? Ist es denn wirklich so schwer, glaubhaft zu sein, wenn man warnt?

Ich sehe Dich so deutlich vor mir, wie Du Deine Arme gewaltig dehnt, als wolltest Du eine Enge von Dir drücken, die Dir den Atem nimmt. Rimm: sie Dir den Atem, Du Unerfährlicher? Ich höre Dich verächtlich sagen: Aber die Bäume überragen ja die Dächer der kleinen Häuser! Ist das nichts für Dich, willst Du höher hinaus? Nun gut, ich darf es nicht belächeln, es ging mir, wie es Dir geht; einmal geht es uns allen so, daß wir das Schlichte verachten.

Nun denke ich mir, daß es wohl nichts nützt, das, was einer erstrebt, herabzusetzen. Vielleicht aber hörst Du mir lieber zu, wenn ich Dir, was Du verlassen willst, noch einmal ans Herz lege. Denn wenn es zu spät ist, mein lieber Freund, und es wird unwiederbringlich sein will ich Dir die Reue ersparen, die ich jetzt fühle. Allzuleicht überwiegt die Freude des Sprunges, den einer macht, den Dank, den er dem Boden schuldet, von dem er sprang.

Die Häuser also, sagst Du, sind Dir zu niedrig? Und daß die Bäume in den Himmel wachsen, ist Dir nicht recht? Ach, Lieber, wie wirst Du Dich danach sehnen! Oder glaubst Du, daß die Höhe der Häuser Dich hinaustragen wird auf ihren Schultern? Und daß der Himmel den Bäumen hier unerreichbar bleibt, dafür sorgt schon der Boden, der unfruchtbar ist und hart unter den Sohlen. Verachte mir die Sandwege nicht, auf denen Du heute noch gehen darfst! Daß die Spuren der schweren Räder sie furchen, daß der Nachregen, den Du rauschen hörst in der Stille, sie tief zerweicht, daß Du Dich spiegeln kannst in den Pfützen am andern Tag, bis die Sonne sie aufsaugt in erdruftendem Nebel —, das, glaube mir, ist ein großes Geschenk! Du wirst es begehren, wenn Du den Widerschein Deines Bildes im Stein suchst, im dumpfen, abgeschliffenen Asphalt, wenn Du vergessen haben wirst, daß es Regen gibt, Wanderung des Lichts, Jahreszeiten! —

Lachst Du mich jetzt aus und sagst Du, ich sei sentimental? Ich bin nur schneidrig! Ich — erinnere mich! An die Weite des Horizonts, an die heraufziehenden Wolken um Mittag, an die Grasufer des Flusses, an denen wir lagen, bis mit dem Abend die Kühle heranwehte aus den Weiden. Die Doppeltürme des Doms waren nah, hier begann der Park, der Nachts verschlossen wurde, und, wandte ich den Kopf, sah ich ringsum nur Ebene, waldbesäumt.

Du begreifst es nicht, da Du es noch begehrest. Es ist das alte Geheimnis! Wie kommt es aber, daß ich, denke ich so zurück, als Erstes immer den Himmel sehe, in allen seinen Stunden, allen seinen Farben, zu jeder Jahreszeit? Dann ist mir, als sei der Blick auch damals, als ich noch unter ihm ging, getränkt gewesen nur von ihm. Er war so nah, so gegenwärtig, so tief bewirkt. Alles, was Stadt hieß, und Land säumte ihn nur, sagte ihn nur ein, wie das Gold denopal! Und Du stöhnst in der Enge? Was drückt Dich denn? Weiß ich nicht mehr, was mich drückte, als auch ich darauf sann, auszubrechen? In der Unruhe des Her-

zens muß es liegen, nur in ihr? Also schmeiß die Stadt nicht. Ihr tuft Du Unrecht.

Ich bitte Dich, betrachte sie einmal, da Du sie bald schon verläßt, mit dem Auge des Liebenden. Sie ist so klein! Ist das aber ihr Nachteil? Nicht vielmehr ihre Stärke? Entbält sie nicht alles, was sie braucht, um da zu sein? Einen Bahnhof mit zwei Geleisen, die herein und hinaus führen; zum Kommen und Gehen ist das genug. Straßen und Gassen in die Kreuz und Quere, eng und breit, baumbestanden und gewinkelt, alt im Kern um den Marktplatz herum, jung und neu draußen, wo sich die ersten Siedlungen breiten. Und wenig Zeit braucht es, bist Du durch all das hindurchspaziert! Ich weiß, das ärgert Dich. Du möchtest lieber erlaufen in einem steinernen Meer. Dann ist ein kleiner Hafen da, in dem die Schiffe sich ausruhn, schräggeneigt auf dem Schlick der Ebbe; ein großer Krahn und ein kleiner, das genügt. Alles ist das Einmal! Ein Schloß am Wall hinter den Pappeln, ein kleines Theater, ein Café, ein Mann, der die Häuser baut; seine Wagen rasseln durch die Straßen, und Du sagst: Aha! Ein neues Haus wird aufgerichtet! Mitten auf dem Markt steht das Rathaus mit diesen Türen; sie führen zu allen Ämtern, Du kannst gar nicht fehlgehen! Was Du auch immer suchst, es ist da. Einmal! Ist das denn zu wenig? Muß es denn immer die Fülle sein, das Uebermaß, die Verschwendung? Ach, mein Lieber, wie bald wird sie Dich verwirren, wie bald wirst Du ihrer müde sein! Jetzt erwacht Du noch und hörst in der Frühe bekannte Laute: Das Bellen des Hundes, den ersten Omnibus, der aus nahe Land fährt; Du blickst hinaus, der Himmel spannt sich weit, es ist wichtig, wie das Wetter wird. Der Briefträger grüßt Dich, Du nickst den Kaufleuten zu, erträgst das wenig Neue von Mund zu Mund; der Tag rollt sichtbar, Mittagsruhe stärkt, am Abend legt sich die Arbeit wie ein müder Hund hinter den Ofen. Nachts hörst Du, wie ein später Schritt verhallt; ein Zug braust fern im Land . . .

Das ist, glaube mir, so wunderbar! —

War das kein Leben? Heute noch, glaube mir, bist Du ein Mensch! Der Erde nahe, vom Regen genächt und von der Sonne gewärmt. Eine Stunde Wegs und Du stehst am Reich und blickst auf die kleine Stadt, die nicht schuld ist an Deiner Unruhe, sie zu verlassen. Bewängelt Du sie —, wer weiß, vielleicht würdest Du glücklicher! Wenn Du aber erst die Fesseln gesprengt hast und die Stadt verlassen, nach der ich mich sehne, — lieber Freund, was nützt es Dir dann, die Arme gewaltig zu dehnen? So eng und eingekleidet und lichtlos warst Du nie, wie Du sein wirst in der großen Stadt, die Du heute ersehnt!

Grüß mir Dein Paradies, so laue es Zeit ist! War der es verloren hat, weiß wie es ist, — so wunderbar . . .

F. Noack.

Wist ihr schon? . . .

Bauchredner gab es bereits im Altertum. Schon Hesaias erwähnt einen Bauchredner. Die Griechen glaubten, daß bei den Bauchrednern Dämonen am Werk wären und nannten die Ausüher dieser Fertigkeit Engastrimanten (Bauchwahrsager) oder Eurykliden, nach Eurykles, der zu Athen die Bauchrednerei betrieb.

Der schlimmste Feind.

Von Georg Hertwegh.

Georg Hertwegh (1817-1875), einer der leidenschaftlichsten politischen Dichter des vorigen Jahrhunderts, von Heinrich Heine „Die eiserne Kette“ genannt, wurde aus Bruchgen ausgewiesen. Er starb als Verbannter in der Schweiz. Das folgende Gedicht schrieb Hertwegh kurz nach der Gründung des Deutschen Reiches in Versailles, im Feber 1871.

Dies Volk, das seine Bäume wieder
Bis in den Himmel wachsen sieht,
Und auf der Erde platt und hieher
Am Anechtshatskarrn weiter zieht;

Dies Volk, das auf die Weisheit dessen
Verkauft, der Noß und Reiter hält,
Und mit Ergebenheitsadressen
Frisk, fromm und fröhlich rückt ins Feld;

Dies Volk, das gegen Blut und Eisen
Jungfräulich schüchtern sich geziert,
Um schließlich den Erfolg zu preisen,
Womit man Straßburg bombardiert.

Dies Volk, das im gemeinen Kipfel
Der Macht das neue Heil erblickt
Und als „Erzieher“ seine Spigel
Den unterjochten „Brüdern“ schickt.

Die Alten, Lieben, Wohlbekannten
Von anno Sechshundsechzig her,
Schaffot- und Bundesheil-Botanten,
Sie schüfen Deutschland? — Rimmermehr!

Sie werden mit veräschmigten Händen
Entreißten Euch des Sieges Frucht;
Sie werden Euren Lorbeer schänden,
Daß Euch die ganze Welt verflucht!

Das Blut von Würth, das Blut von Spichern,
Von Mars-la-Tour und Gravelotte,
Einheit und Freiheit sollt es sichern —
Einheit und Freiheit? Großer Gott!

Es wird die Fuchtel mit der Knute
Die heilae Allianz erneun:
Europa kann am Uebermüte
Siegreicher Junker sich erfreun.

Wesh Kinder laßt Ihr Euch betrügen,
Nis Ihr zu spät erkennt, o weh! —
Die Macht am Rhein wird nicht genügen,
Der schlimmste Feind steht an der Spre!

Das Golfspiel war schon vor dreihundert Jahren bekannt. Es gibt aus dieser Zeit einen Stich von Rembrandt, auf dem man Männer mit primitiven Golfschlägern spielen sieht.

Es ist berechnet worden, daß Shakespeare in seinen besten Jahren etwa 8000 Schilling jährlich verdient hat, was nach heutigem Geldwert etwa einen Betrag von 70.000 Schilling entsprechen würde.

Etwa ein Zehntel aller Pferde in Neubort sind Reitpferde. Eine amerikanische Eisenbahngesellschaft, die 1914 noch 4000 Pferde beschäftigte, hat jetzt nur noch 600 in Gebrauch. In einer großen Kohlenfirma sind alle Pferde älter als 12 Jahre, in den letzten sechs Jahren sind keine neuen mehr gekauft worden.

Der Hauptbestandteil des Seesandes ist Quarz der sehr widerstandsfähig ist und dem Sand seine weiße Farbe gibt. Weitere Bestandteile sind bräunliche Feldspatförmner, Gneis, Granit und Magneteisen. Man kann diese Bestandteile leicht unterscheiden, wenn man eine Handvoll Sand genau betrachtet.

Sie feiern Erntefest.

Von Gerhart Hermann Rostar.

In ganz Deutschland wurde auf Befehl der Regierung ein nationales Erntedankfest gefeiert.

Sie feiern Erntefest im Dritten Reich —
Sie, die zerstören, feiern, die, die schufen.
Sie schalten Acker, Wald und Herde gleich,
Und auch die Bauern haben sie gerufen:
Der ältesten Geschlechter Söhne sind
Bestimmt, zu diesem Feste anzutreten.
Auch ich bin eines Bauernhofes Kind.
Für meinen Feind gehn heut die Meinen beten.

Du, Mutters Schwester, tuß die Truhe auf,
Darin liegt obenauf die Sonntagstracht,
In blassem Glode stehen Schnürkel drauf:
„Ann Marie Hansis, 1608.“

Du, Muters Bruder, nimm das Eichensteit,
Das drei Jahrhundert alte — damit schlug
Wulff Hansen eines Landknechts Schädel breit;
Auch dieser Landknecht, heißt's, trug braunes
Tuch . . .

Als du die alte Kunde mir erzählst,
Da, Muters Bruder, sagtest du das Rechte:
„Wer hat den Bauern allezeit gequält?
Das war'n die Herren „von“ und ihre Knechte!“
O, denk daran, wenn euer alter Feind
Euch zu seiner Feste Popanz macht,
Ihr wißt ja, wie er spricht, und wie er's
meint —

Dreht ihm den breiten Rücken zu und lacht!
Dreht ihm den breiten Rücken zu und lacht,
Wenn er von eurer alten Kaffe gröhlt,
Aus der ihr selbst euch nie sehr viel gemacht,
Und die nur der beansprucht, dem sie fehlt!

Doch dann seid ernst und frag: was ihr da sollt?
Welch eine Ernte feiert ihr mit denen?
Die ernten nicht der Garben gelbes Gold,
Die säen rotes Blut und ernten Tränen!
Seid ernst und still im Lärm und Lampenlicht,
Und denkt an mich. Mich stießen sie vom Nest,
Mich und viel andere. Vergiß nicht nicht.
Einst keh' ich heim — und dann ist Erntefest!

Betteres.

Kennst du sie? „Wann hast du eigentlich deine Braut kennen gelernt?“ — „Leider nachdem ich mich verlobt hatte!“ — „Wenn dir das so leid tut, warum löst du die Verlobung nicht auf?“ — „Ja, da hast du eben meine Schwiegermutter noch nicht kennen gelernt . . .“

Geschäfte. „Wie geht dein Geschäft?“ — „Enorm zu tun.“ — „Kunden befriedigen?“ — „Nein, Gläubiger beruhigen.“

Bereinfachtes Verfahren. Zeichenlehrer: „Na, Fritz, jeh zeig mir mal, was du gezeichnet hast in den Ferien!“ — Fritz: „Hier, Herr Lehrer, eine Kuh auf der Wiese, die Gras frist.“ — Lehrer: „Ich sehe doch gar kein Gras.“ — Fritz: „Das hat die Kuh alles gefressen.“ — Lehrer: „Und wo ist denn die Kuh?“ — Fritz: „Die ist weggelaufen, weil kein Gras mehr da ist.“

Der Herzfehler. Patient: „Aber Herr Doktor, ich habe gar nie gedacht, daß ich einen Herzfehler habe.“ — Arzt: „Sehen Sie! Wenn Sie nicht zu mir gekommen wären, hätten Sie immer lustig weitergelebt und wären vielleicht alt und grau geworden, ohne eine Ahnung zu haben, was Ihnen eigentlich fehlt.“

Richtig geklärt. Der Lehrer erklärt den Fischfang. „Wer von euch,“ fragt er die Klasse, „kann mir sagen, woraus ein Fischnetz gemacht wird?“ — Peter weiß es: „Aus einem Haufen kleiner Löhler, die mit Stricken zusammengebunden sind.“

Siamesisches. In einer Gesellschaft erzählte ein Kaufmann von seinen Reisen in Hinterindien, schilderte das Leben in Siam und erwähnte, daß der König von Siam Vater von nicht weniger als 307 Kindern sei. Entsetzt unterbrach ihn hier eine erst jung verheiratete Frau mit den Worten: „O Gott, die arme Frau!“

Schach-Gcke.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch Wetzlich Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 160.

Von Gustav Heldrich, Moritzburg.

Weiß: Kd7; Dg8; Td5; Lbl, c7; Se5, h3; Bb5, d2; f5, g4



Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 157: Tg3-f4!

(Diese Aufgabe hatte leider nach Dd4×b5f Nebenlösung.)

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Olbert Ernst, Domina; Hahl Erwin, Nestersitz; Radek Peter, Brüx; Wenzel Adolf und Helzel Josef, Arnsdorf bei Haida; Hieke Josef und Fritsch Anton, Narkersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hählig Johann, Bergesgrün (Einladungen erhalten?); Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Dinnebler Emil, Tetschen (gratulieren zum Partiestieg); Seidel Karl, Türmitz; Böhm Emil, Sobrusan; Mildorf Adolf und Döhner Max, Tschau; Hilgarth Herrmann, Neu-Wistritz; Schöbel Franz, Straußnitz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau.

FREUNDSCHAFTSWETTKAMPF TETSCHEN GEGEN KROCHWITZ.

Am 4. November ist die junge Schachsektion Tetschen erstmalig zu einem Schachkampf gegen Krochwitz angetreten, welchen aus letztgenannte Sektion infolge besserer Turniererfahrung mit 5:3 Punkten für sich entscheiden konnte. Die Ergebnisse an den einzelnen Brettern waren folgende: Lorenz 0, Scherze 1; Fleck 1, Jelinek 0; Schicht 1, Glänther 0; Noll 0, Hoyer 1; Zaruba 0, Häbel 1; Lischke 0, John 1; Dinnebler 1, Novotny 0; Klimt 0, Hocke 1. Die Tetschener Genossen sind in der Reihenfolge zuerst genannt. Trotz Niederlage ist kein Grund zum Verzweifeln, mit der Zeit dürfte den Krochwitzern in Tetschen ein starker Rivale entstehen.

SCHACHKONFERENZ UND KURS IN STRAUSSNITZ-NEUSTADTL.

welcher am 5. November in „Stocks“ Gasthaus abgehalten wurde, entsprach bezüglich der Besichtigung durch die Vereine nicht ganz den Erwartungen. In den Bezirksschachauschuß wurden gewählt: Bezirksschachleiter Gen. Böhm Willi, Straußnitz, welcher auch vorläufig die technische Leitung versieht; Schriftführer Gen. Patzner, Neustadt; Beisitzer die Gen. Herrmann, Böhm-Kamnitz, und Hanke, Parchen. An den Ausführungen des Gen. Scharoch nahmen mit regem Interesse die 15 erschienenen Genossen teil. Zu dem als Abschluß vorgesehenen Reihenspiel stellten sich dem Gen. Scharoch 12 Genossen. Das Ergebnis lautete nach 21stündiger Spieldauer 11½ : ½ für den Gen. Scharoch. Näherer Bericht erscheint in der Dezembernummer unseres Schachmitteilungsblattes.